

Unsere Lebensgrundlagen schützen? Das ist vieles, aber nicht extrem

Sprache ist verräterisch: Während jede negative Nachricht aus der Wirtschaft zur Krise emporstilisiert wird, redet man umgekehrt Krisen wie das Artensterben klein und kanzelt Gegenmassnahmen als radikal ab, findet Ion Karagounis

Am 5. August stand die Welt einmal mehr kurz vor dem Untergang. Medien berichteten im Minutentakt von Kurseinbrüchen und Börsencrash. Crash? Da stelle ich mir ein Auto vor, das ungebremst in eine Mauer knallt. Von 100 auf 0, alle Insassen tot. Was aber tat der SMI? Er sank von 100 auf 97,2 Prozent. Ähnlich der Nasdaq, er ging auf 96,2 Prozent hinunter. Die Kurse stabilisierten sich rasch und sind bereits wieder gestiegen – wie fast immer, wenn es an den Finanzmärkten einmal abwärtsgeht. Alles in Butter. Und trotzdem sprachen wir so, als ob es sich um ein Extremereignis gehandelt hätte.

Wir geizen nicht mit markigen Worten, wenn es um unsere Wirtschaft geht. Dümpelt das Wachstum um 1 Prozent vor sich hin, oder stagniert es gar während eines Quartals, kommen bereits Krisenstimmung und Rezessionsängste auf. Anders sieht es bei unseren natürlichen Lebensgrundlagen aus, die wir seit Jahrzehnten zerstören. So hat der weltweite Bestand an Wirbeltieren gemäss Living-Planet-Index des WWF seit 1970 um 69 Prozent abgenommen, derjenige von Südamerika sogar um 94. Von 100 auf 6, das ist nahe dem Totalabsturz. Hier geschieht tatsächlich Extremes. Doch wir tun so, als wäre das normal. Wer von einer Klima-

oder der Biodiversitätskrise spricht, dem wird Alarmismus vorgeworfen, wer unter Klima-Angst leidet, wird belächelt: Bitte nicht übertreiben, das ist der Sache nicht dienlich.

Sobald es aber beim Umweltschutz etwas zu bodigen gilt, ist das drastische Vokabular zurück. Die planetaren Grenzen respektieren, wie es die Umweltverantwortungsinitiative der Jungen Grünen verlangt? Oder die Artenvielfalt erhalten, wie es die Biodiversitätsinitiative fordert, über die wir Ende Monat abstimmen werden? «Extrem», «nicht umsetzbar», «Wohlstandsvernichtung»: Eigentlich Selbstverständliches wird als radikal gebrandmarkt und zur Seite gewischt.

Der Schutz unserer natürlichen Lebensgrundlagen soll der Wirtschaft schaden? Da haben wohl ganz viele nicht aufgepasst in der Schule. Tatsache ist: Fast die Hälfte der global erbrachten Wirtschaftsleistung – rund 44 Billionen Dollar pro Jahr – hängt von einer intakten Natur ab. Offensichtlich ist die Abhängigkeit bei der Land- und Forstwirtschaft, der Fischerei und den verarbeitenden Sektoren der Nahrungsmittel- und Getränkeindustrie. Doch auch der Tourismus oder die Pharma- und Kosmetikindustrie können ohne intakte Natur nicht existieren; hinzu kommen zahllose Produktionsbetriebe, die für ihre Prozesse sauberes Wasser brauchen.

In Geschäftsberichten und an Kongressen sprechen wir salbungsvoll vom Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit und betonen die Gleichwertigkeit der ökonomischen, ökologischen und sozialen Entwicklung. Doch im Alltag ist davon wenig zu sehen. Während die Wirtschaftsleistung ungebrochen wächst – seit 1980 hat sich das weltweite Bruttoinlandprodukt (BIP) verzehnfacht –, schwinden die natürlichen Produktionsgrundlagen stetig. Allein die weltweiten Fischbestände sanken zwischen 1970 und 2010 um rund 50 Prozent.

Klar, ohne funktionierende Wirtschaft geht es nicht; das Essen mag zuerst kommen, dann die Moral, in Anlehnung an Bertolt Brecht. Aber

sind unsere natürlichen Produktionsgrundlagen erst einmal weg, bleibt uns auch nichts mehr zu essen. Das Swiss Re Institute schätzt, dass das globale BIP als Folge der Erderwärmung bis 2050 um 10 bis 18 Prozent zurückgehen könnte.

Es ist kein Zufall, dass das Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit unter Fachleuten als überholt gilt. Lieber sprechen sie heute von einer Wirtschaft innerhalb der planetaren Grenzen und vom Modell der Donut-Ökonomie, in Anlehnung an das süsse Hefengebäck. Das Modell zeigt einen dicken hellgrünen Ring. Er steht für die Wirtschaft und den Platz, innerhalb der sie sich zu unserem Wohle weiterentwickeln kann. Begrenzt wird sie von einem äusseren, dunkelgrünen Ring, den planetaren Grenzen. Werden diese über längere Zeit überschritten, ist das Funktionieren der Wirtschaft gefährdet, und sie schaufelt sich ihr eigenes Grab.

Mit dem Donut-Modell vor Augen wird sich unsere Sprache und unser Denken wandeln. Das Streben, die planetaren Grenzen einzuhalten und die Artenvielfalt zu schützen, wird zur natürlichsten Sache der Welt und hat nichts Extremes an sich. Die Umsetzung mag eine riesige Herausforderung sein, aber das ist eine andere Geschichte.

Zurück zum 5. August. Eigentlich hätte ich an diesem Montag einen Vortrag vorbereiten sollen zu zukunftsfähigen Wirtschaftsmodellen. Doch ich liess mich von scheinbar Wichtigeren ablenken und schaute alle zehn Minuten auf die Börsen-News.

ION KARAGOUNIS, 60, ist beim WWF Schweiz verantwortlich für neue Wirtschaftsmodelle und Zukunftsfragen. Er analysiert und schreibt regelmässig über aktuelle Umweltentwicklungen. Letztes Jahr hat er den Roman «Was wir hinterlassen» veröffentlicht.